

Zusammenbringen, was zusammen muss

Autor(en): **Stieger, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **18 (2011)**

Heft 199

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-884676>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Übersetzungsarbeit für das Objekt

«Es ist bekannt, dass das Publikum von Museumspräsentationen nur sehr wenig liest», schreibt Friedrich Waidacher in seinem Einführungsbuch in die Museologie. Eine demotivierende Feststellung für Ausstellungsmachende. Und es kommt noch schlimmer. «Nur sehr wenig» heisst: Fünf Prozent lesen keinen einzigen Satz. Aus Prinzip. Neunzig Prozent entscheiden innert Sekunden, ob der Text es wert sei, gelesen zu werden. Sie bringen es gerade mal auf zwanzig Sekunden Aufmerksamkeit. Davon wenden sie den Löwenanteil für die erste Zeile auf. Ist diese länger als 65 Buchstaben, sieht es für die zweite schlecht aus.

Im Halbdunkel stehen, frieren, weil die klimatischen Bedingungen den Objekten angepasst sind, nachfolgende Besuchergruppen oder gelangweilte Begleiter, die zur Eile drängen: Die Lesebedingungen könnten besser sein. Warum also nicht ganz auf Texte verzichten? Schliesslich kommuniziert ein Ding schon durch seine Anwesenheit. Mit den einen fachsimpelt es, bei anderen kurbelt es die Fantasie an. Dieser freie Dialog zwischen Objekt und Betrachter ist bei einigen Ausstellungen erwünscht, für ethnologische Ausstellungsstücke ist die wissensbefreite Form der Kommunikation aber problematisch. Zu schnell verwandeln sich die Objekte in babylonische Türme, die in Dutzenden Sprachen mit den Besuchern sprechen. Ein Beispiel. Eine tibetische Familie überliess mir vor Jahren für eine Ausstellung einen bunten Plastikurm, der sich stromgetrieben drehte. Sie erklärten mir, das sei eine Gebetsmühle. Wäre es eine hundertjährige Gebetsmühle gewesen, sie wäre mir bekannt gewesen. In den Museumsdepots liegen sie zuhauf und werden alle Schaltjahre einmal ins Ausstellungslicht gerückt, um von einer vergangenen Welt zu schwärmen. Ohne Text würde nicht bloss ein Besucher das Ding nicht kennen, und nicht bloss einer würde denken, auf der anderen Seite der Welt sei die Zeit stehengeblieben.

Neben den Nichtlesern und den Unentschlossenen nennt Waidacher auch die Allesleser. Für sie könnten die Räume mit Text zugeklebt sein. Nur stiehlt zu viel Text den Dingen die Show. Ausserdem sind die neunzig Prozent Vielleichtleser trotzdem da. Von Ausstellungsmachenden ist also wohlüberlegte Übersetzungsarbeit zu leisten.

Um zum Beispiel zurückzukommen: Hätte die Ausstellungsaussage «Glauben und Ökonomie» geheissen, wäre die Funktion der elektrifizierten Plastikgebetsrolle im Zentrum gestanden. Wie ihr mechanischer Ahne ist sie gefüllt mit Hunderten von Gebeten, die eng auf meterlange Papierstreifen geschrieben sind. Entweder kann man nun alle Gebete einmal aufsagen oder das Gehäuse einmal um 360 Grad drehen – es bedeutet gleich viel. Will man dies als Ökonomisierung der Glaubenspraxis verstehen, geht die Elektrifizierung der Gebetsrolle im Erdrehen von gutem Karma noch einen Schritt weiter. Tatsächlich handelte die Ausstellung von tibetischen Migrantinnen und Migranten.

Steht die Aussage fest, gehts an den Text. Einige Museen können sich professionelle Textteams leisten. Meist aber müssen die Ausstellungsmachenden ran. Kurz und klar ist die Devise. Waidacher empfiehlt zwischen 25 und 75 Wörter für die Objektbeschreibung. Das Medizinemuseum der Universität Kopenhagen empfiehlt Mikroblogging als Übung: Denn wer twittert, hat 140 Zeichen zur Verfügung.

In der Ausstellung stand die in China hergestellte elektrische Gebetsmühle als sichtbar gewordene These, dass Kultur nicht statisch ist, sondern sich dreht und wandelt. Sie ist im Besitz eines osttibetischen Tulkus (Reinkarnation eines buddhistischen Meisters), geflüchtet 1951 aus dem besetzten Tibet, heute wohnhaft in Rapperswil-Jona. Von alleine erzählt ein Objekt diese Geschichte nicht.

Andrea Kessler, 1980, ist Redaktorin bei «Saiten» und arbeitete als Assistentzkuratorin im Historischen und Völkerkundemuseum St.Gallen.

Zusammenbringen, was zusammen muss

Inhalt und Form sind zwei alte Feinde. Der Handwerker schimpft über die Architektin, die Grafikerin über den Redaktor und der Historiker über den Ausstellungsgestalter. Mit den galoppierenden Ansprüchen an Kulturprojekte seitens Sponsoren und Publikum, kippen die Macht-verhältnisse aber allmählich zu Gunsten der Gestaltenden. Der Kanton setzt bei der Vergabe von Lotteriefondsgeldern an Ausstellungen professionelles gestalterisches Vorgehen voraus. In der Folge wird bei Ausstellungen jeglicher Grösse darauf geachtet, dass sie sich über eine sorgfältige Gestaltung vom Rest abhebt. Und so wird an allen Ecken und Enden über das erfolgreiche Zusammengehen von Form und Inhalt debattiert.

Mitte des vergangenen Jahres wurde am Vorarlberger Landesmuseum übers Ausstellen diskutiert. Direktorinnen und Professoren fuhren an den Bodensee und dachten über Schausammlungen nach, darüber, ob man «Geschichte erzählen darf» und über «Museumsarchitektur im Spannungsfeld von Inhalt, Funktionalität und ästhetischem Anspruch». Das Architektur- und Designmagazin «Hochparterre» veröffentlichte im November ein «Who is who» der Szenografie, in Basel fand eine grossangelegte Tagung statt und an der Hochschule für Gestaltung in Zürich trafen zwei Stars aufeinander. Ausstellungsgestaltung vs. Szenografie hiess der Anlass. Da die Veranstalter provozieren wollten, sollte das vermutlich «pflichtbewusster Langweiler gegen draufgängerischer Schöngest» bedeuten.

In einem Altbau im Zürcher Kreis fünf sassen die streitbaren Gestalter der neuen Dauerausstellung des Landesmuseums, Barbara Holzer und Tristan Kobler, mit dem deutschen Kollegen Wilfried Kühn um einen Tisch. Der Anlass war als Streit angelegt, aber die Suppe wurde heisser gekocht als gegessen. Nicht mal als Tristan Kobler meinte, man müsse sich als Gestalter gegenüber den Historikern durchsetzen und sie zu ihrem Glück zwingen, war ein empörter Aufruf zu vernehmen, man war unter sich.

Es gibt kaum etwas Langweiligeres als Stildiskussionen unter Gestaltern, aber an jenem Abend ging es um mehr. Denn wenn Inhalt und Form zu guten Freunden werden, ist einerseits die Ausstellung schön anzuschauen. Andererseits aber, und viel wichtiger, lassen sich dadurch schwierige oder unbequeme Inhalte vermitteln.

Johannes Stieger, 1979, ist Redaktor bei «Saiten» und arbeitet als Ausstellungsgestalter.